



Lesereise

Amazonas

Matthias Matussek

*Im magischen Dickicht
des Regenwaldes*

Picus

Matthias Matussek

Lesereise Amazonas

*Im magischen Dickicht
des Regenwaldes*

Picus Verlag Wien

Inhalt

Vorwort	9
Der grüne Sieg	
<i>Eine Reise durch den Amazonas</i>	17
Die Pläne und das Wuchern	
<i>Brände als notwendige Erneuerungen des Dschungels</i>	22
Don Juan aus den Wäldern	
<i>Wiederbegegnung mit dem Caboclo Joãozinho</i>	29
Waldflucht	
<i>Geschichten von Eroberern</i>	35
Karneval im Amazonas	
<i>Zum Boi-Bumbá-Fest strömen Hunderttausende auf die Flussinsel Tupinambarana</i>	41
Survival of the Fittest	
<i>Die Auswüchse des Tourismus</i>	46
Das High im Regenwald	
<i>Die Natur als Abenteuerfilm</i>	51
Die Holzmühle	
<i>Die ökologische Enträtselung des Waldes</i>	57
Der Kontinent der Träumer	
<i>Hightech-Cowboys im wilden Westen</i>	62
Die Amazone	
<i>Marina, die Schutzheilige des Waldes</i>	69

Chico Mendes, das Kondom <i>Vom trotzigen Aushalten der Gummizapfer</i>	73
Das Gelobte Land <i>Jesuiten und Indianermythen</i>	79
Der Dschungelpionier <i>Über Alexander von Humboldt, der den oberen Rio Negro erforschte</i>	87
Der Indianerfreund <i>Geschichtenerzähler am Amazonas</i>	107
Die Götter vom Schwarzen Fluss <i>Reise zum Stamm der Tukanos</i>	114
Auge um Auge <i>Ein kleiner Kutter bringt Gerechtigkeit in den Dschungel</i>	119

Vorwort

Der Amazonas ist nichts für Pauschal Touristen. Er kann faszinierend sein und öde, unbequem, geheimnisvoll, gefährlich. Er kann einen verrückt machen. Er ist die gewaltigste Flusslandschaft der Erde, umgeben von einem unendlichen Regenwald.

Ich habe das Amazonasgebiet auf Booten bereist, in einmotorigen Flugzeugen, auf dem Motorrad und dem Rücken eines Wasserbüffels. Ich habe Monate in ihm verbracht, in Luxushotels, in elenden Absteigen, in Palmenhütten. Und ich kann mit gutem Gewissen sagen: Je öfter ich den Amazonas bereist habe, desto weniger habe ich ihn verstanden.

In seinen Wassern schwimmen rosa Delfine und Fische, die anderthalb Meter lang werden. Hinter seinen Uferböschungen verbergen sich Indio Stämme, die noch nie Kontakt mit der Zivilisation hatten. In einer Welt, die restlos aufgeklärt scheint, ist der Amazonas ein gigantisches Rätsel geblieben.

Magie geht von ihm aus. Dass Klaus Kinski wahnsinnig geworden ist, dass Regisseur Werner Herzog seinen Revolver gezogen hat, als die beiden hier »Aguirre« drehten, ist mir völlig verständlich.

Alle Begegnungen, die ich hatte, waren auf die eine oder andere Art bizarr. Eine der komischsten war sicher die mit Charlton Heston, der hier-

herkam, um in einer obskuren italienischen Produktion den in Brasilien untergetauchten KZ-Arzt Mengele zu spielen.

Ausgerechnet Heston, der Mann für biblische Figuren, für Sklavenbefreier, für Kriegshelden, die unbesiegbare, unbeugsame Hollywoodlegende!

Es war die Zeit, als die Vereinigten Staaten eine überwältigende internationale Koalition gegen das terroristische Taliban-Regime anführten und der Sieg zum Greifen nahe war. Gut und Böse waren so eindeutig damals. Die Taliban waren böse, die Amerikaner waren gut und Charlton Heston war Moses, und der hatte Gott auf seiner Seite.

Er sprach an diesem Morgen zu den Lokaljournalisten über Kaffee und Krieg, und über beides so gewichtig wie einer, der von Marmortafeln abliest.

»Ohne vernünftigen Kaffee kann man weder Filme machen noch Krieg führen«, sagte Charlton Heston an jenem Morgen im Tropical Inn in Manaus, nicht besonders gut gelaunt, während er in seinen Pappbecher starrte. Die Reporter zuckten zusammen. Und notierten voller Ehrfurcht in die Blöcke: Kaffee! Filme! Krieg!

Draußen schmolz der Asphalt unter einer erbarmungslosen Tropensonne, draußen war dieses unendliche grüne Meer aus Regenwaldriesen, doch hier drinnen, im Geviert des lauschigen Nobelhotels mit seinen Klimaanlageanlagen und dicken Teppichen und Tigerattrappen, überragte Charlton Heston alles und jeden.

Irgendwie schien er es zu bedauern an diesem Morgen, dass er hier in Manaus unter brasilianischen Reportern sitzen musste, statt am anderen

Ende der Welt mit der Truppe die Stellungen um Kabul zu überrennen.

Er war direkt vom Himmel herabgestiegen.

Von wo hätte er übrigens, das nur nebenbei, auch sonst kommen können? Manaus, die Stadt an der Gabelung zum Rio Negro im dunklen, grünen Herzen des Urwalds, ist auf dem Landweg praktisch nicht erreichbar. Es gibt eine Piste nach Norden, nach Venezuela, und ansonsten nur den Amazonas-Strom und seine Kutter. Wer nicht gerade Maniok transportiert und Monate Zeit hat, fliegt. Die Entfernungen sind einfach zu riesig.

Zurück zu Charlton Heston und seinem Kaffee. Noch immer hatte er diesen kantigen Schädel mit der Heldenstirn und die blauen Moses-Augen darunter, die direkt ins Gelobte Land schauten, und noch immer wusste man nicht, ob er lachte, wenn er lachte, oder nur das Gebiss bleckte, um einen Stahlnagel zu zerbeißen.

Natürlich fragten wir ihn nach dem Krieg in Afghanistan. »Die Guten werden gewinnen«, sagte er. Wieder zeigte er jede Menge makelloser Zähne, und wir Reporter schrieben mit: Die Guten gewinnen, und es war irgendwie so, dass der Regenwald sich regelrecht geschmeichelt fühlen musste, dass ihn Held Heston zu seinem Hintergrund erwählt hatte.

Doch dann kam der Drehbeginn am nächsten Tag. Da saß Charlton Heston auf einer rotlehmgigen Piste im Dschungel auf seinem Klappstuhl und kämpfte mit der Hitze und den Moskitos, und der Gewinner war eindeutig der Regenwald.

Heston litt. Die ganze Crew litt. Und der junge,

blauäugige Thomas Kretschmann, der auf blonde Heldenrollen spezialisiert war, ging ebenfalls in die Knie. Er spielte Hestons Sohn. Heston musste, laut Drehbuch, am Fuße eines dieser Urwaldriesen stehen und hinaufdeuten und sagen: »Seit Millionen von Jahren dieser Kampf, nur die Stärksten schaffen es und wachsen ins Licht.«

Das war so was wie grüne Rassenlehre, ökologischer Darwinismus, ein markiger Satz, Heston spielte den untergetauchten KZ-Arzt Mengele nach einem Drehbuch von Peter Schneider. Heston, der Profi, presste ihn heraus, den Satz, und dann sank er auf seinen Klappstuhl und war fix und fertig und eifrige Geister hielten die dann doch irgendwie enttäuschten Reporter auf Distanz.

Der Amazonas lässt auch Helden im Nu auf Menschenmaß schrumpfen, und Heston war plötzlich nichts als ein alter Mann, der nach Hause wollte. Irgendwie muss er meinen Blick gespürt haben, denn er schaute mich plötzlich an, und seine blauen Augen leuchteten noch einmal auf, und er sagte grinsend: »Auch Ben Hur hätte hier seine Probleme.«

Seit jenen Tagen ist einiges Wasser den Amazonas hinabgeflossen, doch der grüne Kontinent hat sich nicht groß verändert. Noch immer kämpft die Umweltbehörde gegen Brandrodungen, noch immer werden Abgeordnete wegen Korruption angeklagt, und die Indianerbehörde Funai wurde von einem bislang unbekanntem Indio-Stamm mit Pfeil und Bogen angegriffen.

Die in dem Kapitel »Die Amazone« porträtiert-

te Marina Silva, Tochter eines Gummipflanzers, Umweltschützerin, ein schmale, in ihrer Kindheit schwer kranke Kämpferin und Aktivistin, war inzwischen im ersten Kabinett des populären Präsidenten Lula Umweltministerin, doch sie überwarf sich bald mit ihm wegen eines riesigen Staudamms, den der Präsident im Amazonas gegen ihren Widerstand plante.

Sie trat der Grünen Partei bei und zweimal – 2010 und 2014 – als Präsidentschaftskandidatin an. Beide Male belegte sie mit rund zwanzig Prozent überraschend starke dritte Plätze und überflügelte in einigen Städten wie der Hauptstadt Brasilia die Kandidaten der herrschenden Arbeiterpartei PT.

In erster Linie gelang ihr das durch persönliche Glaubwürdigkeit, durch eine im korrupten Alltag brasilianischer Politik seltene und geradezu strahlende Untadeligkeit. Der *Guardian* zählte sie zu den »Fünfundzwanzig Menschen, denen es gelingen könnte, den Planeten zu retten«.

Doch sollte der Amazonas noch ein weiteres großes Wunder erleben. Ein Wunder an Gigantomanie, Nutzlosigkeit, Korruption, geplant unter dem populären Arbeiterpräsidenten Lula, der sein Riesenland mit einer Fußballweltmeisterschaft der Superlative feiern lassen wollte.

Tatsächlich war es Präsident Lula da Silva, dem einstigen radikalen Gewerkschafter, in den acht Jahren seiner Präsidentschaft gelungen, eine Art Wirtschaftswunder hinzulegen. Zum ersten Mal bildete sich eine Art nennenswerter Mittelstand, kleine Leute, denen mit billigen Krediten gehol-

fen wurde, Anschaffungen zu machen, die zuvor ausgeschlossen waren.

Die Währung war stabil wie lange nicht, und der Konsum beflügelte die Wirtschaft, auch die *Favela*- oder Regenwald-Bewohner leisteten sich Kühlschränke oder kleine Autos oder Boote oder Plasmabildschirme, Lula schuf zahlreiche Mindestlohnarbeitsplatze, tatsächlich, die Wirtschaft brummte.

Um sich und das Land zu feiern, bestimmte Lula statt der gewohnten acht Austragungsorte für die WM deren zwölf. Jeder Bundesstaat sollte miteinbezogen werden. Selbstverständlich auch der Amazonas. Ein deutsches Architektenteam entwarf die »Arena da Amazônia«, eine wunderschöne, fantasievolle Zuschauerschussel, vollständig überdacht, deren Außenhaut an einen Korb aus Palmenblattern erinnert.

Das Bauwerk kostete rund zweihundert Millionen Euro. Das Problem war lediglich: Hier spielt keiner Fußball. Zu heiß, zu feucht, Moskitos fressen dich bei lebendigem Leibe. Es gibt einen drittklassigen Verein in Manaus, zu dessen Spielen allenfalls mal ein paar Dutzend Fans auftauchen. Der Rest hält zu Clubs wie Rios Flamengo oder Sao Paulos Corinthians und schaut sich deren Spiele im Fernsehen an.

Aber hier? Eine Arena für über vierzigtausend Zuschauer?

Schon während des Baus wurde gegen die wahnsinnige Geldverschwendung protestiert. Proteste im Ubri-gen, die bald landesweit durchgeführt wurden, denn nun fand der brasilianische Mittelstand, dass Fußball ja gut und schön sei, aber dass man die Un-

summen (von denen beträchtliche Teile in einem Gestrüpp aus öffentlichen Ausschreibungen und Vergaben und politischen Nähen und schlichtem Nepotismus verloren gingen) vielleicht besser und nützlicher hätte investieren können.

Etwa in ein Gesundheitssystem, das den Namen verdient. In Schulen. In den Nahverkehr. In all jene Bereiche einer Gesellschaft, die ebenfalls zur Lebensqualität beitragen.

Nun, die Weltmeisterschaft fand statt. Brasilien hatte den Titelgewinn bereits fest eingebucht und verfiel daher nach der 1:7-Niederlage im Halbfinale gegen Deutschland in Schockstarre.

Das Stadion in Manaus wurde tatsächlich für Spitzenbegegnungen genutzt, etwa die zwischen Italien und England oder USA gegen Portugal. Hitzeschlachten zwischen tropischen Regengüssen.

Danach? Nichts. Nicht viel. Das Stadion zu unterhalten kostet Hunderttausende. Irgendwann wird sich der Regenwald zurückholen, was ihm da gestohlen wurde.

So ist die »Arena da Amazônia« in ihrer grandiosen Sinnlosigkeit dabei, der verschwenderischen Oper in Manaus den Rang abzulaufen. Wobei die Oper ein Traum war, den sich die reichen Kautschukbarone vor über hundert Jahren einfach leisten wollten, und es gibt ihn noch immer, diesen Kunsttraum im klimatisierten roten Samtplüsch der Jahrhundertwende. Tatsächlich gastieren bisweilen Weltstars dort.

Ob dagegen die »Arena da Amazônia« bespielt werden wird, ist mehr als zweifelhaft.

Welcher Spieler hat schon Lust nach einem

Sprint in dieser grünen Hölle, mit einer Luftfeuchtigkeit von beinahe hundert Prozent und Temperaturen in den mittleren Vierzigern, tot zusammenzuberechen?